

Nr. 151 Bromberg, den 6. Juli 1933.

Anne Karine Corvin

Erzählung von Barbra Ring.

(1. Fortsetzung.)

Aber Matthias Corvin war es plötzlich klar geworden, daß Anne Karine etwas lernen müsse. Und Kapitän Mandt ritt gekränkt ab.

Eine halbe Stunde später kam er wieder auf den Hofplatz angesprengt.

„Corvin, Corvin, ich hab's. Donnerwetter, ich hab's", lief er brüllend durch die Zimmer. Sein gutes rotes Gesicht strahlte vor Glück und Friedlichkeit, als er sich rittlings auf einen Stuhl am Eßtisch plumpsen ließ.

„Hab' ich in meiner Jugend nicht Rekruten gedrillt und Unteroffizieren Gelehrsamkeit eingepaukt? Sollte ich unser einziges Kind nicht lesen lehren können, was meinst du?"

Stolz und erwartungsvoll sah er Matthias an. „Ist es dir eigentlich schon mal klar geworden, was für eine Perle von einem Freund du hast, Junge?"

Anne Karine erklärte augenblicklich, wenn sie nun mal zur Schule müsse, dann wolle sie zu Onkelchen gehen, zu keinem anderen. Und damit war die Sache abgemacht.

Kapitän Mandt fuhr nach der Stadt und kaufte eine Wagenladung Schulbücher. Im geheimen kaufte er von jeder Sorte zwei, damit er sich selbst zu Haus ein bißchen üben könnte.

Im neuen Saal auf dem Näsbyhof wurde denn also diese merkwürdige Schule gehalten, wobei der Lehrer, in eine blauweiße Wolke gehüllt, mit einem Pfeifenkratzer in die Bücher tippte, während Anne Karines schmuddeliger Zeigefinger nachrückte. Der Lehrer machte seine Schulaufgaben viel gewissenhafter als der Schüler. Trotzdem bekam Anne Karine einen Begriff von den primitivsten Schulfächern, — allerdings mehr dank ihrem eignen aufgeweckten Köpfchen als der Tüchtigkeit des Lehrmeisters. Und kam sie mit ungehörigen Fragen, dann hatte der Lehrer eine meisterliche Art, die Unterhaltung auf Napoleon hinüberzuführen, — einerlei, welches Fach sie gerade hatten, — denn Napoleon kannte er aus dem ff.

Am schlimmsten war es in der Religionsstunde.

„Guck ins Buch, Kari. Frag nicht so dumm", sagte Onkel Mandt. „Die Fragen, die man über diese Sachen stellen soll, stehn alle im Buch gedruckt." Und Anne Karine enthielt sich gewissenhaft jeglicher Frage, die die Schulzeit hätte verlängern können. An ihrem vierzehnten Geburtstag erklärte Onkel Mandt sie für ausgelernt. Sie verstand was von Pferden und Rindvieh. Sie wußte, welcher Boden der beste war für diese und jene Kornsorte, Kartoffeln und Heu. Sie ritt wie ein Jockei. Aber ihre Bücherkenntnisse waren eine wirre Ansammlung von Überresten aus alter Zeit.

Keine Kuh wurde geschlachtet, kein Pferd gekauft, ohne daß Anne Karine um ihre Meinung befragt wurde. Mit fester Hand kutschierte sie ihr altes Zweigespann, das in der heiligsten Unkenntnis lebte, daß irgend jemand anders als sie die Macht hätte.

Dann aber verlangte Anne Karine konfirmiert zu werden, weil ihr einziger Spielkamerad, der Enkel des alten Ola aus dem Pächterhäuschen hinterm Garten, auch konfirmiert wurde.

Onkel Mandt protestierte. Er hatte eine unbestimmte Angst, Kari würde ihnen entwachsen, wenn sie erst mal konfirmiert war. Aber wie gewöhnlich setzte Anne Karine ihren Willen durch. Und so fuhr sie denn mit Klein-Ola ein paarmal die Woche zum Pastor in die Konfirmandenstunde.

„Ich weiß nicht, ob ich das Mädchen eigentlich einsegnen darf, Mutter, ihre Kenntnis des Christentums ist höchst eigentümlich", sagte der Pastor zu seiner Frau. Aber Mutter meinte, wenn auch Anne Karine nach dem Buchstaben keine rechte Christin sei, so hätte sie doch den Geist des Christentums im Herzen. Die Frau Pastorin hatte vom Schwedenlars, der auf Gärtnerarbeit umherging, gehört, das kleine Fräulein von Näsby käme alle Augenblicke in den Pächtershütten angelaufen mit Essen und Trinken. Und der Schwedenlars erzählte unter großem Gelächter, wie das Fräuleinchen eines Sonntags, als sie bei dem kranken Anton Sörberg keinen Bissen Brot im Hause gefunden habe, nach Hause gelaufen wäre und der Köchin die gebratenen Küken vor der Nase weg aus der Bratpfanne geholt habe. Und während sie bei den Söbergschen Kükenbraten aßen, mußten die auf Näsby an dem Sonntag ganz gewöhnliche Alltagskost essen, — trotzdem „der Kapitän" einen Heidenradau gemacht habe. Denn der Kaptän legte Wert auf ne gute Gottesgabe — sagte Lars.

Eines Sonntags wurde dann Anne Karine eingesegnet. Und Mathias Corvin und Kapitän Mandt zeigten sich zum erstenmal seit Frau Malvinas Tod in der Kirche.

Die Konfirmation änderte weder an Anne Karines Wesen noch an ihrer Kleidung das Geringste. Sie genoß die Befreiung vom Schulunterricht, ritt und fuhr und wuchs so rasch, daß ihr die Kleider an Armen und Beinen in die Höhe krochen.

Als Anne Karine zwischen fünfzehn und sechzehn war, begab es sich eines Tages, daß eine der Mägde auf Näsby sich mit der Fleischaxt verletzt hatte.

Man schickte nach dem Doktor. Und als dieser auf dem Hof vorfuhr mit einem Pferd, so triefnaß, daß die Schaumfetzen ihm nur so aus den Nüstern stoben, stand Anne Karine mit dem Vater und Onkel Mandt auf dem Hofplatz.

„Donner und Doria, Doktor. Schinden Sie aber Ihren Gaul", sagte Anne Karine.

Des Doktors Gesicht war's, das Matthias Corvin bestimmte, an seine Schwester Corvinia zu schreiben.

Schwester Corvinias Antwort kam. So, das war also das Ende vom Lied? Ja, was hatte Schwester Corvinia gesagt? Sie hatte also doch recht gehabt. Warum hatte Bruder Matthias nicht die Amanda Modevig ins Haus genommen, wie die Frau Pastorin vorgeschlagen hatte. Jetzt war natürlich das Kind so in Grund und Boden verdorben

und unlenksam, daß es vermutlich Schwester Corvinias Kräfte übersteigen würde, sie wieder ins rechte Geleise zu bringen. Aber da es ja doch ihre Pflicht sei, für den letzten Sprößling des Geschlechtes zu tun, was sie könnte, so sei Anne Karine selbstverständlich willkommen, — obwohl, weiß Gott, Schwester Corvinia Ärger genug habe mit den unnützen Hausjungfern und ihrem Mann, der mit allem zufrieden war, und ging es auch noch so schief. An dem hatte sie wahrhaftig keine Stütze. Er sei übrigens gerade in Kristiania und könne Anne Karine von da abholen, wenn sie sich in acht Tagen fertig machen könnte.

Eine Woche lang ratterte die Näherin oben auf dem neuen Saal. Und eines Morgens in der Frühdämmerung fuhr Matthias Corvin in rasendem Schneegestöber Anne Karine zum Bahnhof.

Zu Onkel Mandts Kummer war Anne Karine äußerst willig gewesen, zu reisen.

„Das wird ein Hauptspaß, zu beobachten, wie Dietrich und Corvina sich vertragen", sagte Anne Karine.

„Laß dich bloß nicht unterkriegen, Kind", sagte Onkel Mandt, wenn Matthias Corvin es nicht hörte. „Und hält sie die Zügel zu straff, dann kommst du nach Haus. Komm zu deinem alten Onkel Mandt, Kari. Da — da hast du das Reisegeld für den schlimmsten Fall." Und Onkel Mandt steckte Anne Karine einen alten Tabaksbeutel mit Geld in die Hand.

Am liebsten hätten Matthias Corvin und Onkel Mandt sie alle beide hingebracht. Aber Anne Karine wollte viel lieber allein reisen. Onkel Mandt kam auf den Bahnhof, mit seinen allerfeinsten Gravensteinern als Reisezehrung — und seinem kleinen fünfläufigen Revolver als Abschiedsgeschenk. Der war Anne Karines stete Bewunderung gewesen. „Und man kann nie wissen, was einem schutzlosen Kind passieren kann."

So zog denn Anne Karine in die weite Welt, mit ihrem Revolver, ihrem Apfelkorb und ihrer kolossalen Lebenserfahrung.

Der Schnee trieb gegen die Kupeefenster, zu sehen war also nichts. Anne Karine setzte die Mütze ab, legte sich auf die Bank und zog sich die Reisedecke übers Gesicht, so daß nur die Augen und die kurzen schwarzen Locken sichtbar waren.

Auf der nächsten Station stieg eine kleine weißhaarige Dame ein mit einem etwas verschimmelten Ton über Haar und Reisekleidung und hinter ihr ein langer Herr im Sportkostüm, den Rucksack auf dem Rücken.

„Steh auf, mein Junge, und mach' andern Leuten Platz. Die Dame hier kann das Rückwärtssitzen nicht vertragen", sagte der Herr.

„Sie kann sich ja hinlegen, dann machts nichts aus", sagte Anne Karine seelenruhig und rührte sich nicht.

„Hast du nicht gelernt, höflich gegen Damen zu sein, Junge?" sagte der Herr ärgerlich.

„Laß ihn nur liegen, er ist vielleicht krank. Ich kann die kurze Strecke ganz gut rückwärts sitzen", sagte die alte Dame sanft.

Im Nu war Anne Karine hoch und warf das Plaid ab. Die Neuangekommenen starrten perplex den Jungen an, der sich als ein schlankes junges Mädchen entpuppte.

„Bitte! Für Sie rücke ich gern weg. Sie sind nett", sagte Anne Karine. „Aber für Sie nicht", sagte sie zu dem jungen Herrn, der sehr verdutzt aussah. „Ich habe keine Angst vor Ihnen."

Anne Karine zog den Revolver aus der Manteltasche und hielt ihn dem Herrn entgegen.

Die alte Dame stieß einen Schrei aus und rückte in die äußerste Ecke. Der Herr griff nach dem Revolver. Er war ganz blaß geworden.

„Sie kriegen's wohl mit der Angst? Ha ha. Er ist ja gar nicht geladen", lachte Anne Karine und steckte ihn wieder in die Manteltasche. „In der andern Tasche habe ich Patronen".

„Aber Kind, was fällt Ihnen nur ein, — mit — mit Waffen umherzureisen", stammelte die alte Dame. Sie hatte einen leisen Verdacht, ob nicht die junge Dame aus einer Irrenanstalt entsprungen wäre.

„Ich hab ihn vom Onkel. Bloß zum Spaß. Und um nach Corvinia damit zu schießen, wenn sie mich quält."

Die alte Dame sah immer entsetzter aus. Anne Karine zog ihren Apfelkorb hervor und reichte ihr einen großen Apfel.

„Da! Solche Gravensteiner gibts nicht wieder, nicht mal auf Näsby", sagte sie.

Die Dame und der Herr wechselten einen Blick des Einverständnisses. „Sie sind doch nicht etwa das kleine Näsbyfräulein?" fragte die alte Dame.

„Na natürlich, wer sollte ich denn sonst sein?" sagte Anne Karine zutraulich. „Sind Sie etwa aus unserer Gegend?"

„Das nicht", sagte die Frau. Sie war nur mit ihrem Enkel im Pfarrhaus zu Besuch gewesen und da hatten sie auch von Näsby reden hören.

„Pfarrers braune Stute ist ein verdeubelter Traber, was?" sagte Anne Karine mit sachverständiger Miene. „Das falbe Fohlen von der Braunen ist wohl hübsch groß geworden, was?"

Die alte Dame wie ihr Enkel mußten gestehen, daß sie weder von der braunen Stute noch von ihrem falben Fohlen auch nur die geringste Ahnung hatten.

„Was habt ihr denn aber auf dem Pfarrhof gemacht?" fragte Anne Karine in höchstem Erstaunen.

Und nun examinierte sie die alte Dame eine halbe Stunde die kreuz und quer über alle denkbaren und undenkbaren Dinge. Dann stieg diese mit ihrem Begleiter aus, und ein wohl coiffierter und wohl parfümierter Herr mit großen Diamanten im Schlips und am Zeigefinger stieg ein.

Anne Karine kroch in ihre Ecke. Sie knabberte an ihrem Apfel und musterte ihren Mitreisenden vom Kopf bis zu den Zehen, zuletzt starrte sie unverwandt auf die Schlipsnadel.

Dem Herrn war dies Anstarren augenscheinlich unbehaglich.

„Wünschen gnädiges Fräulein etwas Lektüre?" fragte er zur Ableitung und reichte Anne Karine einige Zeitungen.

„Danke. Zeitungen lese ich nicht. Aber wenn Sie eine Indianergeschichte haben oder den Grafen von Monte Christo?"

Der Herr schüttelte bedauernd den Kopf.

Anne Karine streckte einen nicht allzu sauberen Zeigefinger aus:

„Ist das ein richtiger Diamant?"

Der Herr wurde rot und sah verwirrt aus.

„Ich hab nämlich noch nie einen gesehen. Bloß die kleinen um Urgroßvaters Bild an meiner Brosche."

Der Herr richtete sich augenblicklich stramm in die Höhe.

„Für wen halten mich gnädiges Fräulein?" fragte er in gekränktem Tone.

„Na, anfangs dachte ich, ein Seeräuber oder Sklavenhändler. Die haben doch immer Diamanten. Nicht? Aber dazu sehen Sie mir nicht mutig genug aus. Vielleicht sind Sie ein Graf?"

Der „Graf" besänftigte den Herrn bedeutend. Er wurde eitel Liebenswürdigkeit und unterhielt das gnädige Fräulein unaufhörlich, bis sie ankamen. Ja, er erbot sich sogar, dem gnädigen Fräulein zum Schiff zu helfen und ihr bis zur Abfahrt Gesellschaft zu leisten, falls der Herr Oberstleutnant nicht kommen sollten.

„Er muß kommen. Militärs müssen pünktlich sein, wie Sie wissen", sagte Anne Karine überlegen. Onkel Mandt wäre stolz auf seine Schülerin gewesen, hätte er sie reden hören können.

Und der Oberstleutnant kam. Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, stand da ein hochgewachsener älterer Herr mit gutmütigem Gesicht und guckte in alle Kupeefenster hinein.

„Da ist er, ich kenne ihn vom Bilde. — Dietrich", rief Anne Karine.

Der Oberstleutnant kam.

„Also das ist Anne Karine? Willkommen, Kleine."

Anne Karine begrüßte ihren Onkel und nahm herzlichen Abschied von ihrem Reisebegleiter.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Grabinschriften.

Gesammelt von A. Froschau.

Während manche Grabdenkmäler ernste, oft rührende Inschriften von menschlichen Schicksalen besitzen, sind verschiedene Grabinschriften mit Urwüchsigkeit und gesundem Humor des Volkes gewürzt. Einige klassische Beispiele, die ich auf meinen Wanderfahrten sammelte, mögen diese Poetasterei, die für die Volkskunde von Bedeutung ist, beleuchten.

Eine Grabesinschrift auf einem Wiener Friedhof lautet wie folgt:

Hier unter diesem Leichenstein
Ruht eine Jungfrau: Rosa Klein;
Sie suchte lang vergebens einen Mann,
Zuletzt nahm sie der Totengräber an.

Fräulein Klara Hoffmann, die zu Lobten am Bober im Alter von 18 Jahren starb, erhielt auf ihren Grabstein folgenden Nachruf:

Ihr half kein Arzt, ihr half kein Tee;
Drum ging sie in die Himmelshöh'.

Der Händlerin Anna Lentner, die durch einen Unglücksfall bei Rosenheim in Oberbayern im Inn ertrunken ist, schrieb man aufs Grab:

Hier ist ertrunken Anna Lentner;
Sie wog mehr als dritthalb Zentner.
Gott geb' ihr in der Ewigkeit
Nach ihrem Gewicht die Seligkeit.

Auf dem Grabstein des Schneiders Peter Wallbrunn in Langensalza stand zu lesen:

Es liegt hier unter diesem Stein
Ein mag'res, dürres Schneiderlein,
Und stehen einst die Toten auf,
So hilf ihm, lieber Gott, herauf
Und reich ihm deine starke Hand,
Denn er allein ist's nicht imstand'.

Der Grabstein des Brauers Johann Nissel auf einem Friedhof bei München trägt die Inschrift:

Christ! Stehe still und bet' a bissl,
Da liegt der Bräuer Johann Nissl;
Zu schwer fast muß er büßen hier:
Er starb am selbstgebrauten Bier.

Auf dem Grabmal eines im 47. Lebensjahre verstorbenen Eisenbahnbeamten in Braunschweig steht Nachfolgendes zu lesen:

Hier starb ein armer Diätar;
Er hungerte mehr als 40 Jahr'.
Als ihn begruben die Geschwister,
Wurden aufgebessert die Minister.

Eine bekannte Grabinschrift, die im Alpenland in zahlreichen Fassungen anzutreffen ist, ist die folgende:

Der Weg zur Ewigkeit
Ist wahrlich nicht weit:
Um sechs Uhr früh ging er fort
Um acht Uhr war er dort.

Eine gelungene Grabinschrift ist auf dem Kirchhof eines Oldenburger Fleckchens zu lesen:

Hier lig der Borgermeister Kerkering,
De scheef up sine Poten ging.
O Herr, mak em die schinken lik,
Un nimm em in din Himmelrik.
Du nimmst di jo der Schapen an,
So lat den Buck doch ok mitgahn.

Der eigenartigste Vers, den ich je sah, ist auf einem Grabstein der Kirche in Steinach im Kinzigtal (Baden) eingemeißelt. Die Verstorbene war vor über 150 Jahren Wirtin „Zur Flasche"; das Wirtshaus steht heute noch. Sie verfaßte, anscheinend von Gewissensbissen geplagt, die Grabinschrift selbst, die wie folgt lautet:

Komme, lieber Gast, und lese da:
Hier lieg' ich tot, Rosalia,
Nachdem ich 44 Jahr'
Eine gute Eh'- und Wirtsfrau war.
Da nun mein Fleisch in Staub vergeh,
Wie meinst, daß meine Seele steht?
Wo ich kein Heller Zech' mehr lös',
Als nur für das, was gut und bös.

Ja, was ich auch nicht selbst getan,
Rechnet man mir's aufs genauste an.
Und muß bezahlen fremde Schuld,
Wenn ich was Böses hab' geduld't.

Laßt dieses euch zur Warnung sein,
Ihr Wirt' und alle insgemein,
Sprecht bei meinem Wirtshaus zu,
Sprecht: Gott geb' ihr die ewige Ruh'!

Anno 1780, 19. August.

Zum Schluß sei noch eine recht bekannte und humoristische Grabinschrift genannt, die sich auf einem Friedhof bei Köln befindet. Sie lautet:

Hier liegt begraben ein Öchselein,
Vom alten Ochs das Söhnelein;
Der Herrgott hat es nicht gewollt,
Daß es ein Ochse werden sollt'.

Amerikas „schwimmende Insel".

Neukonstruktion von Zwischenlandeplätzen auf dem Ozean.

Während der in Bremen umgebaute Dampfer „Westfalen" als Flugzeuglandeplatz im Atlantischen Ozean zwischen Afrika und Südamerika Probefahrten und Probewasserungen unternimmt, wurde in Norfolk in Amerika eine fest und dauernd zu verankernde Insel vollendet.

Die erste „schwimmende Insel" gebaut zu haben, können den Deutschen die Anderen, die jetzt nachkommen, nicht strittig machen. Freilich wurde von amerikanischer Seite betont, daß es sich bei der „Westfalen" um ein kleineres Flugzeugmutterschiff handle, aber nicht eigentlich um eine schwimmende Insel, was ja auch schon daraus zu ersehen sei, daß die „Westfalen" nicht fest stationiert an einer Stelle bleibe, sondern den Standort wechsle. Diese Tatsachen können nicht bestritten werden.

Bei der amerikanischen schwimmenden Insel hat man soeben den großen Schwimmplatten die Schwimmer untergebaut und beginnt nun bei Norfolk mit Schwimmproben. Dann wird die Insel in einzelnen Stücken hinausgeschleppt in den Ozean und 800 bis 900 Kilometer von der spanischen Küste entfernt verankert werden. Wie die Verankerung erfolgen soll, wurde bisher noch nicht verraten.

Jedoch erfährt man bei der Gelegenheit, daß nach den ersten erfolgreichen Schwimmversuchen der Einzelteile nicht weniger als vier weitere Inseln in Auftrag gegeben worden sind, die sämtlich zwischen der spanisch-portugiesischen und der amerikanischen Küste Platz finden sollen.

Die erste, jetzt im Rohbau fertiggestellte Insel, die als Sprungbrett zwischen den Kontinenten liegen soll, wird eine ganz gewaltige Größe haben. So sollen rund 300 Passagiere auf ihr untergebracht werden können, bei einem Mannschaftsbestand von 125 Personen. Wie man die Landung von Land- und die Wasserung von Ozeanflugzeugen auf der Insel und an der Insel bewerkstelligen will, ist noch eine unbeantwortete Frage. Angeblich habe man technische Erfindungen gemacht, die Wasserung und Landung vereinfachen. Die übrigen vier Inseln werden in kleineren Ausmaßen und mehr als Notlandeplätze im Atlantischen Ozean verankert werden.

Die Flugfachleute, die sich gleich erkundigten, wann man denn die neue schwimmende Insel praktisch werde erproben können, erhielten einen kleinen Dämpfer: In diesem Jahr wird es nichts mehr, aber bestimmt im kommenden Jahr 1934.

Wie sehr andererseits die amerikanischen Fachleute die deutsche schwimmende Schiffsinsel schätzen, ergibt sich sehr einfach aus der Tatsache, daß sie für den Pazifik, wo das Verankern schwerer ist, nach dem Muster der „Westfalen" umgebaute Schiffe als Zwischenlandeplätze in Auftrag gaben.

Der „Bergische Held".

Abenteuerliche Schicksale eines Aktenschreibers.

Erzählt von **K. Anders.**

Der Mensch ist selbst sein eigenes Schicksal. Das reiche, romantische, kühne Leben des Bensberger Advokatensohnes Ferdinand Stucker beweist es. Als der Knabe noch daheim auf dem Gute Weyerhof bei Bensberg seinen kindlichen Tatendrang in lärmenden Spielen austobte, war das Kriegsspiel mit viel homerisch lautem Heldengeschrei, mit mancher Stirnbeule und ständig zerrissener Hose seine Leidenschaft. Als er dann auf der alma mater Colonensis genügend Rechtsgelehrtheit in sich aufgenommen hatte, arbeitete er im Amte Porz, nahe bei Köln, in der Justiz unter seinem Vater. Das war um die böse Zeit, als die Franzosen durchaus die neue Freiheit über den Rhein tragen wollten. Anfangs redete mancher bergische Bauer, mancher kölsche oder düsseldorfsche Bürger gewichtig von der neuen Gleichheit und Brüderlichkeit. Bald aber erwachte man aus dem Traum von einem neuen Zeitalter recht unsanft. Da kamen ausgeplünderte, geflüchtete Landleute vom Rheinaufer, denen der Obstbungert verbrannt, die Kuh aus dem Stall abgestochen, die Frau geschändet worden war. In dieser verzweifelten und betrübten Zeit zeigte sich, daß in dem jungen Stucker ein ganz besonderer Kerl steckte. Da fanden sich auch noch andere, die daran dachten, daß ein Bündel guter Ruten wohl einen Besen geben solle, womit die Franzosen aus dem Lande gekehrt werden könnten, voran der Vikar Ommerborn, der streitbare und berittene Knecht Gottes. Da schlangen sich unsichtbare Fäden durch Schlucht und Wald, da putzten heimlich die Wildschützen ihre Knarren, da schmiedeten in den versteckten Kotten die Schmiede Sensen, und heimliche Boten gingen um im Lande von der Agger bis an die Wupper. Stucker saß wie eine Spinne im Netz. Wo eine Rotte der Revolutionsmänner in ein Gehöft eindringen wollte, wo sie zu Fünfen oder Sechsen sich abseits der großen Heeresstraßen blicken ließen, da war Stucker mit seinen Getreuen aus Much, Linclar oder Kürten scharf hinter ihnen her, und mancher Franzmann wurde in der Stille hinter einem Busch, irgendwo im Dickicht, drei Fuß tief eingegraben.

Der österreichische Marschall Kray, der in Honnef quartierte, hatte Waffen und Uniformen geschickt. Für den 18. November 1795 war ein Hauptschlag gegen den Feind am Hohnsberg bei Much verabredet. Doch ein Judas verriet den Plan. Die Bergischen mußten fliehen. Stucker wurde in einem Hohlweg das Pferd unter dem Leibe erschossen. Schwer verwundet stürzte er zu Boden, aber er bat nicht um Pardon. Richepanse, der französische General, deckte den Tapferen mit seinem Leibe und ließ ihn nach Bensberg bringen.

Sobald Stucker sich wieder Herr über seine Glieder fühlte, ging er zu den Österreichern. Bald wurde er als Offizier beim Regiment Barco eingestellt und als flinker Plänkler bekannt. In dem Treffen von Altenkirchen spielte das Schicksal wieder einen seiner sonderbaren Trümpfe aus: Der französische Kavalleriegeneral geriet beim hitzigen Verfolgen der geschlagenen Österreicher in Bedrängnis. Ein österreichischer Husar wollte den unter seinem Pferde begrabenen Franzosen gerade töten, da sprang Stucker hinzu und fiel dem Manne in den Arm. Als er sich den gefangenen General näher ansah, erkannte er — Richepanse.

Nach der Schlacht am Käsberg konnten die Österreicher die Verwegenheit ihres Stucker nicht genug rühmen; der Erzherzog Karl verlieh ihm den ehrenden Namen des „bergischen Helden" Im Mai 1797, im Feldlager bei Frankfurt, schenkte der Erzherzog dem tapferen Rheinländer ein paar feurige ungarische Pferde. Im österreichischen Heere kannte man bis zum Troßknecht herab Namen und Waffentaten des kühnen Reiteroffiziers. Bei Bruchsal wurden ihm fünf Pferde zwischen den Schenkeln erschossen; das hinderte ihn aber nicht, mit einem frischen Pferde den Fürsten Liechtenstein aus dem dicksten Getümmel herauszuhauen. Am 19. Dezember 1800 ereilte Stucker bei Lampach eine feindliche Kugel. Als der von schwerer Verwundung Genesende in Wien das erste Mal aus dem Spital langsam nach der Donau zu gehen konnte, war es März und Friede geworden. Das Heimweh nach der rheinischen Heimat packte unseren Stucker, und für die Spanne eines Jahres lebte er wieder in der Heimat, wo man aus den amtlichen Heeresberichten von seinen Heldentaten erfahren hatte. 1802 kehrte Stucker zu seinem Regiment, dem Schwarzenbergschen, nach Mähren zurück. Hier erfuhr er, daß der Kaiser ihn zum Rittmeister und zum Freiherrn v. Stucker-Weyerhoff gemacht habe. Er heiratete eine Gräfin Zeltezky, die ihm 18 000 Morgen Landbesitz in Mähren mit in die Ehe brachte.

Inzwischen war aus dem Ersten Konsul ein Imperator geworden, und 1805 lag Frankreich wieder im Kriege mit Österreich. Marschall Mack, bei Ulm von den Franzosen umzingelt, versuchte einen Durchbruch; Stucker nahm die Vorhut. Murat war mit 12 Reiterregimentern hinter den paar flüchtigen österreichischen Schwadronen her. Mit zersetzten und durchschossenen Monturen, mit lahmenden Gäulen, aber mit ungebeugtem Herzen fanden sich schließlich die Flüchtigen in Böhmens Wäldern wieder. Der Rittmeister v. Stucker-Weyerhoff sah aus wie ein Strauchdieb. Zwei Wochen später war Stucker bei Iglau wieder obenauf, haute drein wie sonst und wurde wegen seiner hier bewiesenen Bravour österreichischer Major. Die Schlacht bei Aspern erlebte er als Chef der mährischen Landwehrbrigade mit. Auf dem blutigen Felde von Wagram wurde auch Stucker schwer blessiert und mußte vom Kriegstheater abtreten. In seelischer Bedrückung verlebte er die folgenden traurigen Jahre, bis Preußen aufstand und auch Österreich mobilisierte.

Als die Fahnen mit dem Doppeladler sich wieder rauschend entfalteten, rief ihn ein kaiserliches Handschreiben. Er reiste zur Armee ab. Unterwegs überfielen Strauchritter seinen Wagen. Einen schoß er nieder, zwei sanken unter seinen berühmten Reiterhieben, die letzten beiden überlieferte er gebunden der Justiz. Als Divisionär ritt er seinen jubelnden Husaren voran. Bei Leipzig half er Weltgeschichte machen. Vom Kaiser wurde er dazu auserkoren, selbst die Freudenbotschaft nach Wien in die Hofburg zu bringen.

So war sein Leben dahingerauscht wie ein frisch-fröhliches Adagio, mit jähen Intervallen und seltenen Fermaten; das Aktenschreiberchen von Porz hatte es bis zum kaiserlichen General gebracht. Sein Name blieb in der Überlieferung des altösterreichischen Heeres leben, und im Rheinland ist der Name des „Bergischen Helden" Stucker bis auf den heutigen Tag unvergessen.



Der Weg zum Ruhm.



„Nu bin ich dreimal geschieden, zweimal vorbestraft, stehe unter Kuratel und werde — weiß der Teufel! — noch immer nicht gelesen!"

Verantwortlicher Redakeur: I. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.